

Im Westen nichts Neues?

Lesbenforschung in den Niederlanden

Dorelies Kraakman

Kulturelle Kontexte

Der Bürgermeister von Amsterdam, Ed van Thijn, war 1988 von der Entscheidung des Internationalen Olympischen Komitees, die Olympischen Sommerspiele in Barcelona abzuhalten, schwer enttäuscht. Amsterdam benötigte unbedingt — darin stimmten der sozialdemokratische Bürgermeister und die Investment-Gesellschaften der Stadt überein — einen Wirtschaftsaufschwung, wie ihn die Spiele mit sich gebracht hätten. Drei Jahre später waren die Organisator/inn/en der achten Internationalen Aids-Konferenz mit der Einwanderungspolitik der USA konfrontiert, die HIV-Positiven oder Aids-Kranken die Einreise verweigert. Sie beschlossen daraufhin, den Kongreß statt dessen nach Amsterdam zu holen, „da die Niederlande und insbesondere Amsterdam international einen Ruf der Toleranz genießen“, wie der Kongreßleiter in seiner Eröffnungsrede festhielt. So verdankte Amsterdam im Juli 1992 seinen Wirtschaftsaufschwung nicht dem prestigeträchtigen Sportereignis, sondern der weltweit meistgefürchteten Krankheit. Und obwohl bei der Aids-Konferenz offenkundig wurde, daß sich die Aufmerksamkeit von westlich-metropolitanen schwulen Subkulturen auf die heterosexuellen Welten Afrikas und Asiens verlagert hatte, hat die Krankheit ihre homosexuelle Konnotation nicht verloren. Amsterdam hatte keine andere Wahl, als stolz zu sein: nicht auf die Olympischen Spiele, sondern auf seinen Ruf der Toleranz und seinen Ruhm als „Schwulen-Mekka Europas“.

Im vergangenen Jahrzehnt hatte Amsterdam schon zwei internationale Schwulen- und Lesbianforschungs-Kongresse beherbergt: 1983 „Among Men, Among Women“ an der Universität von Amsterdam und 1987 „Homosexuality, Which Homosexuality?“ an der Freien Universität. 1989 organisierten Schwule und Lesben „Goed Verkeerd“¹, eine Ausstellung im Historischen Museum von Amsterdam

¹ Die wörtliche Übersetzung lautet „Richtig verkehrt“, das Wortspiel geht dabei jedoch verloren. „Verkeerd“ bedeutet „falsch“, „verkehrt“, hat aber auch eine homosexuelle Konnotation: „andersrum“; „goed“ heißt „richtig“, wird aber auch verwendet, um das folgende Adjektiv zu betonen, so daß es in etwa die Bedeutung

zur Geschichte homosexueller Männer und Frauen in den Niederlanden von 1700 bis 1970. In Amsterdam gibt es ein Lesbenarchiv, ein schwules Dokumentationszentrum, Lesben- und Schwulen-Filmfestivals, das „Homomonument“². Und die Amsterdamer Universität ist insofern möglicherweise einzigartig, als es hier ein interdisziplinäres *Gay and Lesbian Studies*-Programm in den Sozialwissenschaften und in den Geisteswissenschaften gibt. Zwei weitere holländische Universitäten verfügen über *Gay and Lesbian Studies*-Programme: die Sozialwissenschaftliche Fakultät in Utrecht und die Philosophische Fakultät in Nijmegen. Während alle diese Studienprogramme bis vor kurzem von befristeter finanzieller Förderung abhingen und jedes Jahr von der Universität neu bewilligt werden mußten, beschloß 1991 die Sozialwissenschaftliche Fakultät die fixe Anstellung zweier *Gay and Lesbian Studies*-Lektor/inn/en. Ich bin eine davon. Im folgenden möchte ich auf einige Fakten zur Geschichte der *Lesbian Studies* in den Niederlanden eingehen. Ich werde auch ihre theoretische Positionierung umreißen und dabei die *Big Sister Women's Studies*, den Zwillingsbruder *Gay Studies* und natürlich die Väter der Alma Mater mit ins Bild fügen.

Historische Entwicklungen

1978 stellten Student/inn/en der Universität Amsterdam beim Senat³ einen offiziellen Antrag auf Förderung von „Homostudies“, wie die Bezeichnung bis 1987 lautete (ab dann änderte sich der Name zu „Homo en Lesbische Studies“, also „Schwulen- und Lesben-Studien“⁴). Zuvor hatte der verstorbene amerikanische Dichter und Dozent der Literaturwissenschaft Jim Holmes eine Lehrveranstaltung über schwule Literatur abgehalten und damit ein Feuer in den Herzen und Köpfen der schwulen Studierenden und Lehrenden entfacht. Pläne für Lehre und Forschung wurden ausgearbeitet, und 1980 gab es den ersten Studienassistenten am Fachbereich für Soziologie. Dort existierte einflußreiche Unterstützung seitens der Professor/inn/en, und die Gruppe verankerte sich hier, halb-institutionalisiert, als „Arbeitsgemeinschaft Homostudies“. Diese Arbeitsgemeinschaft widmete sich dem Verfassen weiterer Projektanträge und der Organisation des ersten internationalen Kongresses 1983, „Among Men, Among Women. Sociological and Historical recognition of homosocial arrange-

von „wirklich“ erhält.

- 2 Das „Homomonument“ gedenkt in marmorner Rosa Winkel-Form der Verfolgung und der Liebe homosexueller Menschen in aller Welt. (Anm. d. Übersetzerinnen)
- 3 Niederländische Universitäten haben einen Verwaltungsrat und einen Senat, ein repräsentatives demokratisches Gremium, in dem Lehrkörper, administratives Personal und Student/inn/en über Budgetfragen und — paritätisch — über Anträge entscheiden, deren Durchführung dann dem Verwaltungsrat obliegt.
- 4 Der Begriff „Lesbian and Gay Studies“ wird im folgenden, analog zu „Women's Studies“, durchgängig unübersetzt gelassen, soweit er sich auf universitäre Institutionisierungen bezieht. Für den nicht-universitären Kontext verwenden wir im folgenden den Begriff „Lesbenforschung“ bzw. „Schwulenforschung“. (Anm. d. Übersetzerinnen)

ments“. Dieser Kongreß entstand in Zusammenarbeit mit *Women's Studies* und erwies sich als voller Erfolg. Erstmals diskutierten Wissenschaftler/innen aus Europa und den USA zu aktuellen und historischen Themenstellungen aus dem Bereich sozialer und/oder sexueller Beziehungen zwischen Männern und zwischen Frauen. Bei der Konferenz referierten Martha Vicinus, Ilse Kokula, Lillian Faderman und Gudrun Schwarz sowie Jeffrey Weeks, Richard Dyer, Guy Hocquenghem und Roger Kempf, um nur einige wenige Namen zu nennen.

Erstmals gab es auch einen Zusammenstoß zwischen *Gay Studies* und *Women's Studies*: Erstere weigerten sich, die Asymmetrie der Beziehungen unter Männern einerseits und unter Frauen andererseits ernst zu nehmen. Zur Illustration genügt ein Blick in die Kongreß-papers.⁵ Ich nehme die Einleitung zu den Kongreß-papers, „Let's spend some lines together“, als Beispiel. Zwei Frauen, drei Männer, ein heterosoziales Arrangement von Autor/inn/en, ein intertextueller Scherz zum Untertitel. In einem einzigen Absatz beschreiben sie den historischen Prozeß der Heterosozialisierung westlicher Gesellschaften in den letzten zweihundert Jahren:

Der heterosoziale Moloch hat sich zu der Stellung hochgearbeitet, die er heute innehat, mit solch modernen Experimenten wie dem Tausch der Geschlechtsrollen (Männer- und Frauen-, Vater- und Mutter-Rollen) und der Öffnung traditionell geschlechtsgebundener Berufe für beide Geschlechter (z. B. in einem Machtapparat wie dem Militär und in den Krankenpflegeberufen).

„Moloch“, „Experimente wie“, „Tausch der Geschlechtsrollen“ und „Öffnung geschlechtsgebundener Berufe für beide Geschlechter“: übel, übel. Der westlichen Gesellschaft fehlt etwas: die Unmöglichkeit, Geschlechtsrollen zu tauschen, und die hermetische Sperre geschlechtsspezifischer Berufsfelder gegenüber dem ausgeschlossenen Geschlecht. Wo käme die Welt hin, wenn Väter Mütterarbeit verrichteten und umgekehrt, wenn Frauen im öffentlichen Leben das Sagen hätten und Männer schwiegen? Wenn Frauen in die Armee der Mörder einträten und Männer in die Armee der Krankenschwestern? Was tut dieses Monster der Welt denn überhaupt an? Es zerschlägt (lediglich) Männlichkeit und männliche Privilegien. Trotz alledem kam dieser sexistische Ausrutscher durch die feministische Zensur, und die Konferenz war ein Erfolg.

Der Erfolg der Konferenz gab der Arbeitsgemeinschaft „Homostudies“ Auftrieb. 1983 lag dem Senat neuerlich ein Antrag vor. Gelder wurden bewilligt, und für die Dauer von mehreren Jahren gab es *Gay Studies*-Programme an verschiedenen Fakultäten. Die Konsolidierung dieser Programme hing jedoch gänzlich vom Durchhaltevermögen und vom Enthusiasmus jener ab, die häufig in einem — sagen wir: zumindest desinteressierten — Umfeld und nur einen oder zwei Tage in der Woche arbeiteten. Im Laufe der folgenden Jahre nahm die Zahl der aktiven

⁵ *Among Men, Among Women. Sociological and Historical Recognition of Homosocial Arrangements*, Universität van Amsterdam 1983. Diese Ausgabe aller 57 papers, die bei der Konferenz präsentiert wurden, ist nun ein Sammler/innen/stück.

Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft ab, und eine Politik der Zusammenlegungen griff Platz. Seit 1989 sind *Gay and Lesbian Studies* an den Fachbereichen Literaturwissenschaft und Soziologie eingerichtet.

In der Zwischenzeit erlebte die Universität Utrecht die Geburt ihrer eigenen „Homostudies“. 1981 bewilligte der Senat eine befristete Förderung von *Homostudies*. Die Gruppe siedelte sich in den Sozialwissenschaften an, da sie überwiegend aus Soziolog/inn/en, Psycholog/inn/en und Sozialhistoriker/inne/n bestand. „Homostudies“ Utrecht entwickelten ein umfassendes Forschungsprogramm zu aktuellen und historischen Fragen der Emanzipation, Diskriminierung und Rechtsstellung von Schwulen und Lesben; sie erhielten für diese Projekte externe (staatliche) Mittel. Die „Homostudies“-Gruppen beider Universitäten organisierten gemeinsam eine jährliche „Homo-Messe“, bei der Forscher/innen — Student/inn/en, Dissertant/inn/en und vereinzelt ein Professor — ihre Forschungsergebnisse vorstellten. 1987 bewilligte die katholische Universität von Nijmegen ein *Gay and Lesbian Studies*-Programm, für das zwei Teilzeitkräfte befristete Dienstverträge erhielten. Vertreter/innen aller drei Universitäten treffen einander regelmäßig in einer informellen Organisation namens *HON* („*HO*moustudies“ in den Niederlanden). 1991 gaben offizielle Regierungsstellen eine Studie zur Evaluierung der Schwulen- und Lesbenforschung in den Niederlanden in Auftrag. Professor R. Tielman, einer der Gründer von „Homostudies“ Utrecht, führte die Studie durch. Seine positive Evaluierung ersparte dem Bericht das Schicksal so vieler offizieller Studien nicht: Der Bericht ruht seither im Grab der Bürokratie, einer Schreibtischlade. Die wichtigste Empfehlung Tielmans, betreffend die Einrichtung eines nationalen Forschungsinstitutes für Schwulen- und Lesbenstudien, verschwand mit dem Bericht in der Versenkung. Die Institutionalisierung von *Gay and Lesbian Studies*, wie ich sie beschreibe, trägt weiterhin das Zeichen eines typischen Zuges der holländischen politischen Kultur: Toleranz statt Anerkennung. Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, daß dieses Phänomen Abhängigkeit und Beliebigkeit erzeugt. Zugleich hat es den Vorteil, innerhalb einer allgemeinen Atmosphäre struktureller Gleichgültigkeit doch einige Möglichkeiten zu eröffnen.

Bis hierher differenziert diese Geschichte nicht zwischen *Gay Studies* und *Lesbian Studies*. Aus der Perspektive ihrer Institutionalisierung trifft das so wohl als auch zu. Betrachten wir die Lehr- und Forschungsprogramme näher, wird es nötig, „lesbisch“ als different von „schwul“ zu begreifen. Wenn ich im folgenden den theoretischen Diskussionen und Forschungsergebnissen Aufmerksamkeit schenke, werde ich innerhalb dieses Unterschieds nochmals differenzieren. Ich werfe nun einen Blick auf die historischen Rahmenbedingungen, die *Lesbian Studies* als eigenes Feld hervorgebracht haben. Es erhebt sich die Frage: Bedeutet es etwas, daß Nijmegen und Amsterdam 1987 beschlossen, ihre jeweiligen Gruppen in „Lesbische en Homostudies“ und „Homo en Lesbische Studies“ umzubenennen?⁶

⁶ Utrecht blieb beim gemeinsamen Nenner „Homostudies“, was sich mit seiner Tradition der Gleichberechtigungspolitik erklären läßt.

Von Anfang an waren Männer und Frauen von „Homostudies“ einbezogen und angezogen, aber erstere übertrafen letztere zahlenmäßig immer. Die Tatsache, daß Frauen breite Möglichkeiten haben, sich im Rahmen von *Women's Studies* mit Frauenbeziehungen zu beschäftigen, mag zu ihrer quantitativen Unterlegenheit in *Gay and Lesbian Studies* beitragen. Manche *Women's Studies*-Abteilungen erachten „lesbisch“ als integrierenden Bestandteil von „Frau“, wenn schon nicht in der Praxis, dann doch in der Theorie. Manchmal heißt es auch, Schwulenforschung sei, wie aus den Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der „Among Men, Among Women“-Konferenz ersichtlich, einfach sexistisch.⁷ Nun ist es kein Geheimnis, daß Schwulsein Sexismus nicht ausschließt, noch auch, daß Feminismus nicht vor Heterozentrismus schützt. Für eine feministische Lesbe bedeutet eine Allianz mit einem dieser beiden die Auseinandersetzung entweder mit Phallogentrismus oder mit Heterozentrismus.

Trotz dieses doppelten Problems ist es lesbischen Uni-Frauen nicht gelungen, sich und ihre Anliegen in eigenen akademischen Gruppen zu organisieren, und vielleicht wollten sie dies auch nicht. Initiativen der siebziger Jahre, wie die „Lesbische Intellektuelle Plattform“ oder das Lesbengeschichte-Projekt, haben nicht bis ins nächste Jahrzehnt überlebt. Die beteiligten Frauen merkten, daß der Griff zur universitären Macht irgendeine Form von Institutionalisierung voraussetzt und die Lesbenzusammenhänge zu wenig Kontinuität besaßen. Eine oder zwei Mitarbeiterinnen dieser Gruppen erprobten ein Bündnis mit einem nationalen Schwulengeschichte-Projekt (1978—1981) und versuchten dort vergeblich, die Frage der Geschlechterdifferenz in das allgemeine Projekt einzubringen. Es ist bemerkenswert, daß ihr anschließender Rückzug nur in Begriffen des Repräsentiert-Seins festgehalten wurde: Dies läßt darauf schließen, daß schwule Organisationen weibliche Mitglieder einfach deshalb benötigten, weil rein männliche Gruppen des Sexismus verdächtigt würden. Andere lesbische Akademikerinnen oder Studentinnen sträubten sich gegen eine Zusammenarbeit mit Männern, zogen sich in den lesbischen kulturellen Separatismus zurück und richteten ihre intellektuelle Energie auf alle Aspekte des Lebens innerhalb einer Frauenkultur oder eines kulturellen Lesbianismus, wie diese Zusammenhänge mittlerweile genannt werden.⁸ Es sei darauf hingewiesen, daß in den Jahren danach „Frauenkultur“ als ein kulturhistorischer Begriff zu akademischem Status gelangte.

Im folgenden Jahrzehnt trafen lesbische Akademikerinnen einander bei *Women's Studies*, bei Kongressen, anlässlich der Herausgabe von Zeitschriften-Schwerpunktheften und bei Parties. Zusammenar-

7 Vgl. die Einleitung von Agnes Sommer und Annerieke Vos zum Schwerpunktthema „Among women“, ein Sonderheft der holländischen Frauenforschungs-Zeitschrift „Tijdschrift voor Vrouwenstudies“, 5, 3 (1984), 287 (holländisch).

8 1979 ging daraus eine Sammlung populärwissenschaftlicher Artikel, Kurzgeschichten, Gedichte und Fotos zu einer Vielzahl „lesbischer“ Themen hervor. Für die Herausgeberinnen bedeutete „lesbisch“ „eine neue Art des Denkens, Fühlens, Träumens und Erlebens“. Maaïke Meijer u. a. Hg., *Lesbisch Prachtboek* [Lesbisches Prunkbuch], Amsterdam 1979.

beit ergibt sich oft aus persönlichen Freundinnenschaften und Bekanntschaften. All dies ist in hohem Maße zufällig und unstrukturiert, was nicht heißen soll: unproduktiv, ganz im Gegenteil. Der Aufbau von Netzwerken hat sich als anregend und stärkend erwiesen. Man könnte sogar die Notwendigkeit oder Erwünschtheit eines eigenen Raumes bezweifeln. Und doch messe ich „Lesbian Studies“ als eigener Präsenz in zwei der drei „Homostudies“-Gruppen in den Niederlanden Bedeutung bei.⁹ Der eigene Name verweist zumindest auf die Möglichkeit, kontinuierliche Forschungs- und Lehrprogramme zu entwickeln und, wo erforderlich, von einer undifferenzierten Homosexualität Abstand zu nehmen, welche im schlimmsten Fall platten Sexismus und bestenfalls Indifferenz produziert. Gleichzeitig können *Lesbian Studies* sich gemeinsam mit *Gay Studies* gegen heterosexistische und -zentrische Tendenzen in den akademischen Diskursen stellen. *Lesbian Studies* alleine wiederum können die in *Women's Studies* gepflogene (Über-)Betonung von „Geschlecht“ zugunsten einer Betonung sexueller Differenzen ausgleichen.

Diskussionen unter Frauen

Wie meine Ausführungen zu den historischen Entwicklungen der Institutionalisierung von Lesbenforschung gezeigt haben, wurden seit den späten siebziger Jahren Fragen und Problemstellungen zum Thema Lesbianismus und Frauenbeziehungen aufgeworfen. Die Reichweite dieser Diskurse war und ist jedoch weiterhin ziemlich gering. Wissenschaftliche Diskussionen über theoretische und politische Fragen zum Thema Lesbianismus und Frauenfreundschaften waren in den Niederlanden meist Frauensache: Sache der Frauen in *Lesbian and Gay Studies*, der Frauen in *Women's Studies*, der Frauen, die sich in beiden Zusammenhängen engagierten. In diesen Diskussionen steht nichts weniger als die *raison d'être* des Lesbianismus — und folgerichtig der *Lesbian Studies* — auf dem Spiel. Feministische Wissenschaftlerinnen haben in der Vergangenheit die kulturelle und politische Besonderheit des Lesbischen verneint: „Lesbisch“ gehöre zur Privatsphäre und sei der Kategorie „Geschlecht“ unterzuordnen. Dort, wo das Lesbische nicht geleugnet, sondern als spezifische (sexuelle) Erfahrung bejaht wurde, beschlich einem das Gefühl, „lesbisch“ hätte die Funktion eines Topos der Autonomie für alle Frauen. In folgendem Zitat klingt dies kurz an:

Lesbische Feministinnen könnten mit ihrer Art des Umganges mit Beziehungen und mit der Suche nach ihrer eigenen Identität anderen Frauen

⁹ Zu erwähnen wäre weiters ein eigenes *Lesbian Studies*-Programm innerhalb von *Women's Studies* in den Sozialwissenschaften an der Universität Amsterdam. Ausdrückliches Ziel ist die Dekonstruktion der Opposition männlich/weiblich via Erforschung der „Nicht-Weiblichkeit“ „anderer“ Frauen. Vgl. Irene Meijer, *Which Difference Makes the Difference?*, in: Tijdschrift voor Vrouwenstudies Hg., *Sharing the Difference. Feminist Debates in Holland*, Routledge 1991.

ein Beispiel geben. In Beziehungen ohne Männer muß nicht alle Wärme von einer Seite kommen, und Erotik kann endlich herrschaftsfrei sein.¹⁰

Seither haben (post)strukturalistische feministische Differenztheorien „lesbisch“ als differenzierende Position von Subjektivität, ebenso wie Klasse oder ethnische Zugehörigkeit, anerkannt. Obwohl dies Raum für die lesbische Sprecherinnenposition schafft, wurde ihr kritisches diskursives Moment in vieler Hinsicht schweigend übergangen. So kritisiert zum Beispiel eine neue soziologische Studie über Freundschaften die grundsätzliche Vermutung von Heterosexualität in unserer Gesellschaft. Dieser Kritik wird anhand der Analyse von Fragebögen zu gegengeschlechtlichen Freundschaften Ausdruck verliehen. Aber während sich Fragen in dieser Kategorie auf eine Vielfalt erotisch und sexuell konnotierter Verhaltensweisen zwischen Freund/inn/en beziehen, werden keine solchen Fragen zu gleichgeschlechtlichen Freundschaften gestellt, weder zu Frauen- noch zu Männerfreundschaften. So beeinflussen bezüglich der gleichgeschlechtlichen Freundschaften die heterosexuellen Grundannahmen die Fragen, noch ehe sie analysiert werden.¹¹

Gay Studies-Kollegen tendieren dazu, über lesbische Fragen und Themen hinwegzugehen, obwohl die stillschweigende Subsumierung von Lesbianismus unter Homosexualität eine Sache der Vergangenheit zu sein scheint. Schweigen wird nun meist mit einem Mangel an Quellen oder einem Mangel an Verständnis begründet. „Mangel an Verständnis“ ist auch der Grund für das Schweigen seitens der „anderen“ Wissenschaftler/innen. Die Mehrheit der Universitätsangehörigen sieht in *Lesbian Studies* und *Gay Studies* mehr noch als in *Women's Studies* eine Form von Aktivismus. Die hochentwickelte Sensibilität der Holländer/innen für ein Ethos der Anti-Diskriminierung und der Toleranz führt einerseits zur Einbindung eines solchen Aktivismus in das akademische Programm, andererseits zu einer unbehaglichen Koexistenz mit einem als eigentlich nicht-akademisch erachteten Gebiet. Diese Ambivalenz verursacht Schweigen und Gleichgültigkeit, beides Mechanismen des Ausschlusses.

Die Teilnehmerinnen an Diskussionen, Frauen mit Interesse an *Lesbian Studies* und *Women's Studies*, bilden somit eine diskursive Gemeinschaft. Eine Gemeinschaft, die gleichwohl offen ist, da sich theoretische Entwicklungen und Strömungen ja nicht in völliger Isolierung von anderen Diskursen ergeben. Betrachten wir diese Diskussionen und Debatten, so verdient eine theoretische Hauptströmung unmittelbare Aufmerksamkeit: der erkenntnistheoretische Dialog mit dem Poststrukturalismus und seinen Theoremen, wie etwa der Tod des (ganzheitlichen) Subjekts, die Dekonstruktion einer eindeutigen und essentiellen Wahrheit und sexuelle Differenz als konstitutives Moment von Subjektivität und Identität. Das heißt nicht, daß alle Forschung zum Thema Lesbianismus (post)strukturalistisch oder dekonstruktivistisch ist. Einige an der Universität Utrecht durchgeführten

¹⁰ Statement einer bekannten holländischen Feministin von 1973, zit. in Meijer, *Difference*, wie Anm. 9.

¹¹ I. Weeda, *Vriendschap in beweging* [Freundschaft in (der) Bewegung], 1988.

sozialwissenschaftlichen Forschungsprojekte verbleiben innerhalb des theoretischen und empirischen Rahmens der traditionellen Soziologie, wie auch viele *Women's Studies*-Projekte.

Die erste Frage, der sich lesbische Wissenschaftlerinnen in den frühen achtziger Jahren zuwandten, war die Frage der (sexuellen) Identität. Aus dem Kontext der Auseinandersetzungen zwischen feministischen Lesben und heterosexuellen Feministinnen in den siebziger Jahren entstand ein lesbisches historiographisches Projekt, angeregt von Adrienne Richs Analyse der Zwangsheterosexualität. Im Zuge der Suche nach historischen Identifikationsfiguren gaben Forscherinnen Sexualität zugunsten von „Feminismus“ auf, wobei sie diesen als „Widerstand“, „Autonomie“, „frauenidentifiziert“ und „antipatriarchal“ bestimmten. Unter diesem Paradigma wurden gleichgeschlechtliche Wünsche und Handlungen als möglich, aber nicht als ausschlaggebend begriffen, wie etwa im Werk von Lillian Faderman, „*Surpassing the Love of Men*“. „*Lover*“, eine vierteljährlich erscheinende holländische Zeitschrift für feministische Literaturwissenschaft, begann 1981 eine polemische Serie zum Thema Lesbengeschichte. Die Autorinnen plädierten vehement für oder gegen das „lesbische Kontinuum“ und weiblichen antipatriarchalen Widerstand als brauchbare heuristische Konzepte. Die Kritikerinnen warfen den Befürworterinnen ahistorische und gleichmacherische Tendenzen vor. Beim neuerlichen Lesen dieser Kritik im Jahre 1992 höre ich hier schon „Differenz innerhalb“, wie der Titel des internationalen Homosexualitätskongresses „*Homosexuality, Which Homosexuality?*“ dann 1987 anklingen lassen sollte. Bevor jedoch Differenz ihre dekonstruktive Macht erhielt, wurde ein innovatives Konzept anlässlich der Konferenz „*Among Men, Among Women*“ 1983 eingeführt. Bei diesem ersten internationalen Treffen meist schwuler und lesbischer Wissenschaftler/innen war die soziologische und historische Erkenntnis des „Feldes homosozialer Arrangements“ zentrales Thema. Es ging um ein Verständnis jener Prozesse, im Zuge derer gleichgeschlechtliche Sozialisation und Beziehungen unter Männern und Frauen einer zunehmenden Heterosozialisierung der westlichen Gesellschaft einerseits und einer Sexualisierung gleichgeschlechtlicher Beziehungen andererseits gewichen waren. Die Einführung des Konzepts der homosozialen Arrangements, sei es im Sinn von gesellschaftlichen Beziehungen und Bereichen oder im Sinn von Grundsätzen, die die westliche Gesellschaft strukturieren, hatte positive Nebeneffekte: Ob so geplant oder nicht, dieses Konzept erweiterte das Gebiet, das *Homostudies* beanspruchen konnten, und verlieh diesem Gebiet gleichzeitig Respektabilität, da es Sexualität scheinbar nicht zentral setzt. Ironischerweise ging der „positive“ Effekt an den Lesbienhistorikerinnen vorbei. Sie hatten diesen breiten Anspruch ja von Anfang an erhoben und sich nolens volens mit Respektabilität auseinandergesetzt, weil es an historischen Beweisen für Sexualität zwischen Frauen mangelt. Eine der Organisatorinnen der Konferenz, damals *Lesbian Studies*-Lektorin, verstrickte sich derart in dieses Dilemma, daß sie einen Artikel, in dem sie die Nützlichkeit des neuen Konzeptes vertrat, folgendermaßen beendete:

Meines Erachtens vermag die Beschäftigung mit homosozialen Arrangements der Lesbengeschichte dabei zu helfen, das Dilemma Geschlecht oder Gesellschaft so zu überwinden, daß beide Gebiete Beachtung finden können. Dann bleibt die Frage, womit wir uns befassen: Lesbengeschichte oder Frauengeschichte.¹²

Das Dilemma blieb also ungelöst. Die „Tijdschrift voor Vrouwenstudies“ (Zeitschrift für Frauenstudien) äußerte ihre Kritik gegenüber Homosozialität in der Begrifflichkeit konstruktivistischer Argumente. Nach Meinung der Editorial-Verfasserinnen zielte „Among Men, Among Women“ auf biologische Eigenschaften, roch unangenehm nach sexistischer Nostalgie und stellte weder Konstruktionen von Geschlecht noch die in einer homosozial strukturierten Gesellschaft vorfindliche (machtvolle) Wirksamkeit von Geschlecht in Frage. Das war die Zeit, als *Women's Studies* es ablehnten, Besonderheiten des „Lesbischen“ in Betracht zu ziehen (siehe oben). Die Autorinnen benutzten den Sexismus-Vorwurf als Weg zu der Frage, ob *Lesbian Studies* überhaupt wünschenswert seien:

Die Geschichte der *Homostudies* zeigt die eigenartige Position, die Frauen darin haben. Es muß sich erst weisen, ob *Homostudies* mit Frauenbeziehungen zu tun haben. Mehr noch: ob wir von unserem eigenen Raum innerhalb von *Homostudies* profitieren, etwa als *Lesbian Studies*. ... Mit anderen Worten: Sollen wir wirklich nach unserem eigenen Raum streben?¹³

Ich glaube, hier deckt die Textstrategie, der Gebrauch des Pronomen „Wir“, die politische Strategie auf: Im Krieg gegen Sexismus oder innerhalb des Paradigmas einer sexueller Differenz zwischen Männern und Frauen ist „lesbisch“ identisch mit „Frau“. Es mag für die holländische intellektuelle und soziale Kultur bezeichnend sein, daß dieses Dilemma für eine Weile im Raum stengelassen wurde. Daß „lesbisch“ nicht identisch mit „Frau“ ist, daß das Dilemma zwischen Geschlecht und Gesellschaft einiger Entscheidungsmomente bedarf, macht jedoch ein Rückblick auf die Schwerpunkte in jenen Forschungsberichten und Artikeln deutlich, die nach einer Periode relativer Ruhe erschienen. Der zweite internationale Homosexualitäts-Kongreß, „Homosexuality, Which Homosexuality?“ (1987), der ausdrücklich auf eine Lösung im sogenannten „Essentialismus/Konstruktivismus-Streit“ abzielte, bietet die Gelegenheit, einige Perspektiven der Lesbenforschung in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre einzuschätzen. Die Konferenz selbst brachte viele Diskussionsbeiträge von holländischen Forscher/inne/n mit sich und für „*Lover*“ die Gelegenheit, auf sein früheres Anliegen zurückzukommen und eine Artikelserie von Lesbenforscherinnen zu veröffentlichen. Im allgemeinen zeigten die lesbischen Vorträge beim Kongreß ein bemerkenswertes Interesse an der Frage der „Nicht-Weiblichkeit“, wie ich alle Forschungen

¹² Paula Koelemij, *Pendelen van sexus naar socia* [Pendeln vom Geschlecht zur Gesellschaft], in: *Tijdschrift voor Vrouwenstudies*, 5, 3 (1984), 290–308.

¹³ Agnes Sommer u. Annerieke Vos, *Onder ons* [Unter uns], in: ebd., 287.

über Geschlechterambiguität, *Cross-Dressing*, *Butch/Femme*-Paare etc. nennen möchte. Diese Phänomene wurden in eine Genealogie der modernen lesbischen Identität eingeschrieben oder als mögliche Szenarien lesbischen Begehrens präsentiert. Der letztgenannte Ansatz kennzeichnete auch eine Rückkehr zur Frage nach Sexualität; eine Frage, die viele Jahre lang vermieden worden war. In dieser Betonung der „Nicht-Weiblichkeit“ kann man ein Zeichen der Abgrenzung sowohl von *Homostudies* als auch von *Women's Studies* sehen.

Im Kielwasser der Konferenz veröffentlichte „*Love*“ eine Artikelseerie, in der die Frage „Was ist ‚lesbisch‘?“ ein weiteres Mal aufgeworfen wurde, diesmal aus dem Blickwinkel der generellen erkenntnistheoretischen Verschiebung vom humanistischen Essentialismus hin zum (Post)Strukturalismus oder Konstruktivismus. Alle außer einer der fünf Autorinnen erklärten, in irgendeiner Form dem letztgenannten Ansatz anzugehören. Die eine Autorin, die dies nicht tat, eine Anthropologin, kritisierte den Konstruktivismus hinsichtlich seiner Verleugnung interkultureller Ähnlichkeiten unter Lesben; sie definierte Lesben als Frauen, die weibliche Geschlechtsrollen verweigern: kesse Väter, Berdachtes, gynäkogame Frauen in Afrika und verschworene Schwestern in China. Eine essentialistische Erklärung für den Widerstand dieser Frauen gegenüber Geschlechterdefinitionen liege im „konstitutionellen Temperament“, verursacht durch psychobiologische Faktoren. Keine der anderen Autorinnen widmete sich ernsthaft dem Thema angeborener oder ererbter Differenz, und keine hat dies seither je getan. Dieses Zum-Schweigen-Bringen rührt teilweise aus der Aversion gegenüber biologisch-medizinischen Erklärungen für Homosexualität, größtenteils aber aus der Ablehnung humanistischer Episteme.

Die anderen Artikel dieser Serie zeigen eine Vorliebe für textuelle Annäherungen an „lesbisch“. Literaturtheorie, strukturalistisch oder poststrukturalistisch, hat sich seither in der Lesbenforschung etabliert. Selbstverständlich steht hier feministische Literaturwissenschaft an der Wiege. Die Unterscheidung zwischen feministischer und lesbischer Literaturkritik fällt manchmal schwer. Ein wesentlicher Beitrag zur Unterscheidung zwischen diesen beiden kommt von Leserinnen/Rezipientinnen-Theorien, die das Decodieren spezifisch lesbischer, gegenwärtiger oder historischer Bezugsrahmen ermöglichen.¹⁴ Psychoanalytisch beeinflusste Literaturwissenschaft ist eine andere Lesepraxis, wie sie Lesbenforscherinnen entwickeln. In kritischer Betrachtung des Werks der Theoretikerinnen Kristeva und Chodorow, die „lesbisches“ Begehren in einer präsymbolischen Mutter-Tochter-Bindung verorten und so lesbische Subjektivität verneinen, konzentriert sich ihre Arbeit auf „Klüfte, Risse und Brüche“ als „Markierungen einer weiblichen Sexualität, die entschieden diesseits der ‚psychosexuellen Bruchstelle‘ situiert ist“.¹⁵

14 1988 verwendete Maaïke Meijer „reader-response-criticism“ als lesbischen Zugang in ihrer Dissertation „*De Lust tot Lezen*“ [Die Lust zu lesen], Amsterdam 1988. Ein Teil ihrer Arbeit erschien auf deutsch: Maaïke Meijer, *Lesen als Lesbe. Neue Wege für eine lesbische Literaturgeschichte*, in: *Forum Homosexualität und Literatur*, 13 (1991), 29–51.

15 Renée C. Hoogland, *From Marginality to Ex-centricity: Feminist Critical Theories*

Der jüngste Schwerpunkt liegt auf der weiblichen Adoleszenz als literarische Figuration sexueller Uneindeutigkeit und lesbischen Begehrens. In den Arbeiten dieser Literaturtheoretikerinnen sind Einflüsse des französischen Feminismus und des angloamerikanischen (Post)Strukturalismus sichtbar.¹⁶ Besonders zu erwähnen ist das Werk von Teresa de Lauretis, Gastprofessorin für *Lesbian Studies* an der Universität Amsterdam 1990 und für *Women's Studies* an der Universität Utrecht 1991. De Lauretis theoretischer Zugang zu lesbischem Begehren und lesbischer Sexualität wurde von holländischen Wissenschaftlerinnen (kritisch) angeeignet.

Literaturwissenschaft hat auch Historikerinnen inspiriert. Seit dem Abschied vom Essentialismus formiert sich historische Forschung unter der Ägide Foucaultscher Sexualitätsgeschichte, feministischer historisierender Dekonstruktion des *Sex/Gender*-Systems und (post)strukturalistischer Literaturkritik. Um nur einige wenige Hauptgebiete historischer Forschung in dieser Trias zu nennen: Geschichtswissenschaftlerinnen analysieren die Geschichte der Konstruktion holländischer lesbischer Identität im Gegensatz zu einem vereinheitlichenden Modell männlicher und weiblicher Homosexualität, wie es von der Schwulenforschung vorgegeben und von Lillian Faderman und anderen übernommen wurde. Historikerinnen, die das Konzept von Homosozialität oder weiblicher Kultur weiterhin nützlich finden, konzentrieren sich nun auf Geschlechts(rollen)unterschiede unter Frauen und auf die erotischen Folgen einer zeitweisen Aufhebung von Geschlecht für Frauenbeziehungen. Andere, mich eingeschlossen, beschäftigen sich mit Sexualität und Lust als einem von lesbischer Subjektivität markierten Bereich.¹⁷ Der kleine Unterschied ist zweischneidig: hinsichtlich männlicher Homosexualitäten und gegenüber Heterosexualitäten. Perversionen rücken in den Blickpunkt historischer Forschung; nicht als pathologisierte Sehnsüchte und Handlungen, sondern als Szenarien der Subversion oder Aufhebung sexueller Differenzen.

All diese Forschung entfaltet sich in einer Situation relativer Ruhe: Lesbenforschung in den Niederlanden ist in starkem Maß ein Fall von verortetem Wissen. Tabus bezüglich Frauenfeindlichkeit und Homophobie sichern die akademische Nische ab, die *Lesbian Studies* zwischen Männern und zwischen Frauen gefunden haben. Der Grad der Institutionalisierung garantiert Sichtbarkeit und verlangt gleichzeitig sichtbare Ergebnisse. Er zwingt einzelne Wissenschaftlerinnen zu

and the Case of Elizabeth Bowen, Diss., Amsterdam 1991, 213. (Unter anderem Titel für 1993 in Vorbereitung bei New York University Press.)

16 Renée C. Hoogland u. Pamela Pattynama, *Curious Figures. Female Adolescence in Literature*, Amsterdam 1992 (erhältlich bei den Autorinnen oder durch die Frauenbuchhandlung „Xantippe“, Amsterdam).

17 Ich denke dabei besonders an die in Arbeit befindlichen Studien von Myriam Everard über die Genealogie holländischer lesbischer Identitäten; von Mineke Bosch und Mieke Aerts über Konstruktionen von (Nicht-)Weiblichkeit innerhalb spezifischer historischer Zusammenhänge (Akademikerinnen und katholische Frauenorganisationen); von Geertje Mak über „maskuline“ Frauen in literarischen und medizinischen Diskursen; und von mir selbst über französische erotische und pornographische Literatur des 18. und frühen 19. Jahrhunderts.

einem *Coming Out* als lesbische Wissenschaftlerinnen. In einer kulturellen Tradition der Toleranz und der Emanzipationsbewegungen wird Lesbenforschung nicht bewußt als Bedrohung der bestehenden Ordnung gesehen. Wie ich oben ausgeführt habe, erlaubt aber eben diese Toleranz (akademische) Gleichgültigkeit. Im übrigen legitimiert die erkenntnistheoretische Kontroverse zwischen humanistischem, essentialistischem Diskurs und dekonstruktivistischem Diskurs als eine Kontroverse zwischen dem akademisch Etablierten und dem Marginalen diese Gleichgültigkeit. Der Erfolg oder sogar die Weiterführung von *Lesbian Studies* als sichtbare Präsenz in der akademischen Welt hängt in starkem Maß vom Ausgang der großen erkenntnistheoretischen Schlacht unserer Zeit ab.

Während ich die letzten Zeilen dieses Artikels schreibe, gehen mir Bilder eines Ereignisses von heute morgen durch den Kopf: Beim jährlichen Eröffnungs-Festival unserer Universität waren *Gay and Lesbian Studies* geladen, sich selbst zu (re)präsentieren. Meine Kollegin und ich saßen hinter einem Tisch, gleich neben dem Griechisch- und Latein-Stand, die *Gay and Lesbian Studies*-Broschüren vor uns ausgebreitet und ein Schild „Homo en Lesbische Studies“ über unserem Kopf. Die Vertreter/innen von Griechisch und Latein waren nicht da, aber ein Schild wies auf ihren Infostand hin. Die meisten jungen Student/inn/en, die gruppenweise und plaudernd vorübergingen, verstummten, sobald sie an unserem Tisch vorbeikamen, um dann plötzlich auszurufen: „Da ist niemand bei Griechisch und Latein“, sobald sie das nächste Schild bemerkten. Die „Liebe, die ihren Namen nicht zu nennen wagt“, machte sie sprachlos; für einen Moment hingen ihre sexuellen Identitäten in der Luft; im nächsten Moment schrieben sie sich selbst in die kulturelle Wiege der westlichen Welt ein; ein Ort des Wiedererkennens, selbst wenn er durch niemanden repräsentiert ist. Die Altphilologie war als diskursiver Raum schon da, *Lesbian Studies* wurden rückwirkend zum Niemandsland. Ein kleiner Trost: Diese Liebe hat gewisse griechische Verbindungen.

Wichtige Publikationen:

Es gibt in Holland keine einschlägige universitäre Zeitschrift. „*Lover*“ (1974—) ist eine zweimonatig erscheinende feministische (vor allem literatur)wissenschaftliche Zeitschrift; die meisten der in den letzten fünfzehn Jahren veröffentlichten „lesbischen“ Artikel erschienen in „*Lover*“. Die „*Tijdschrift voor Vrouwenstudies*“ (1981—) favorisiert die Differenz-Debatten, läßt aber wenig Raum für lesbische Differenzen. „*Lust en Gratie*“ (1983—) ist eine eher populär geschriebene lesbische Kulturzeitschrift in der Tradition der Frauenkultur; obwohl die Zeitung „lesbisch“ aus ihrem Untertitel gestrichen hat, veröffentlicht sie weiterhin hauptsächlich lesbische Beiträge, wobei sie allerdings keine kritisch-wissenschaftlichen Debatten aufgreift. „*Homologie*“, eine lesbisch-schwul gemischte Zweimonats-Zeitschrift, enthält Diskussionen über theoretische Fragestellungen der Schwulen- und Les-

benforschung. Alle Zeitschriften erscheinen auf holländisch. Als einzige englischsprachige Publikation gibt es eine Anthologie mit Artikeln aus „Tijdschrift voor Vrouwenstudies“: „Sharing the Difference. Feminist Debates in Holland“ (Routledge, 1991). Sie enthält einen Beitrag der *Lesbian Studies*-Studentin Irene Meijer: „Which difference makes the difference?“

Amsterdam, Sommer 1992

Übersetzt von Gerti Langer-Ostrawsky und Hanna Hacker